Das Räthsel von Elvershöh.

Roman von Reinhold Ortmann.

(16. Fortsetzung.)

„Ja. Es war etwa fünf Minuten nach halb zehn, als ich Fabian aus der Richtung von der Försterei her auf unser Haus zukommen sah. Ich winkte ihm vom Fenster aus, daß er eintreten möge, weil ich uns im Hause am besten gegen jede Ueberraschung gesichert glaubte. Ich hatte die Lampe ausgelöscht, aber ich sah trotzdem, daß er furchtbar aufgeregt war. Er fing nicht damit an, mir Vorwürfe zu machen, wie ich es erwartet hatte, sondern erzählte mir in abgerissenen, hastigen Worten, daß er soeben seine Entlassung erhalten habe, und daß es dabei zu einem heftigen Streit, ja sogar zu Thätlichkeiten zwischen ihm und dem Baron Erwin gekommen sei. Er war entschlossen, Elvershöh noch an demselben Abend oder doch in der Frühe des nächsten Tages zu verlassen, und er verlangte von mir, daß ich ihn begleiten solle. Erst als ich ihm vorstellte, daß es mir ganz unmöglich sei, einem solchen Verlangen zu willfahren, brach er mit seinen eifersüchtigen Anklagen los."

„Nur eine Frage, Fräulein Redlich, ehe Sie weitererzählen: der eifersüchtige Argwohn des Försters richtete sich, wie Sie selbst vorhin angedeutet haben, und wie aus seinen Aufzeichnungen klar hervorgeht, gegen eine bestimmte Person. Es ist da von einem Baron die Rede, den er einmal einen elenden Krüppel nennt. Wollen Sie uns nicht sagen, wer damit gemeint ist?"

„Ich möchte Sie bitten, es mir zu erlassen."

„Ich weiß nicht, mein Fräulein, ob ich im Stande sein werde, Ihnen diesen Wunsch zu erfüllen. Ich möchte ja Ihre Empfindungen gern schonen; gerade dies aber ist von besonderer Wichtigkeit, und es würde überdies für Sie vielleicht noch peinlicher sein, wenn ich den Namen der betreffenden Persönlichkeit auf anderem Wege zu ermitteln suchen müßte. Sie thäten in ihrem eigenen Interesse besser daran, ihn mir zu nennen."

„Wenn es denn sein muß — der Herr, auf den Fabian ohne jede Ursache eifersüchtig war, ist der Baron Prosper v. Linderode."

„Der jetzige Majoratsherr von Elvershöh?"

„Ja."

„Ich danke Ihnen. Wollen Sie nun Ihre Erzählung vollenden?"

„Ich kann mich nicht mehr aller Einzelheiten des erregten Gesprächs erinnern, das wir miteinander führten. Ich weiß nur noch, daß mir seine wilde Leidenschaftlichkeit Furcht einflößte, und daß ich alles that, was ich vermochte, um ihn zu beruhigen. Aber es gelang mir nicht, denn er war von dem Wahn beherrscht, daß seine Entlassung auf das Betreiben des Barons Prosper und mit meinem geheimen Einverständniß erfolgt sei. Nur wenn ich einwilligte, unverzüglich mit ihm zu gehen, wollte er daran glauben, daß dieser Verdacht ein Irrthum sei. Und weil ich diese Einwilligung nicht geben wollte, blieben wir mit allen heftigen Auseinandersetzungen immer auf dem nämlichen Fleck."

„Stieß der Förster dabei auch Drohungen gegen irgend jemanden aus? Bei seinem leidenschaftlichen Temperament ist doch wohl anzunehmen, daß er es gethan hat."

„Nein. Er sprach nur immer davon, daß er nicht weiterleben würde, wenn ich bei meiner Weigerung verharrte. Mein Ja oder Nein bedeute für ihn die Entscheidung über Leben und Tod."

„Und nahmen Sie die Drohungen mit einem Selbstmorde ernst? Thaten Sie nichts, ihn von einem so verzweifelten Vorhaben abzubringen?"

„Ach, ich that alles, was in meinen Kräften stand! Ich beschwor ihn unter Thränen, mir zu vertrauen und zu warten, bis ich ihm als seine Gattin würde folgen können. Aber er wollte nichts hören. Er war blind und taub in seinem verhängnißvollen Wahn. Als er endlich sah, daß es ihm nicht gelingen würde, meinen Widerstand gegen die von ihm beabsichtigte Entführung zu brechen, rief er mir noch einmal zu: „Gut denn, Du willst es nicht anders! Lebe wohl auf ewig!" und stürzte wie ein Rasender in die Nacht hinaus."

„Können Sie mir mit einiger Bestimmtheit angeben, wie spät es war, als der Förster Sie auf solche Art verließ?"

„Es mag wohl fünfzehn oder zwanzig Minuten nach elf gewesen sein. Als die Uhr im Wohnzimmer meines Oheims elf schlug, hatte ich ihn gebeten, sich zu entfernen, weil in jedem Augenblick einer der Hausbewohner zurückkehren könne; aber er war trotzdem noch eine Weile geblieben, um mich mit seinen Bitten umzustimmen."

„Und wie viel Zeit braucht man nach Ihrer Schätzung, um von dem Gärtnerhause bis zum Steinbruch zu gelangen?"

„Für jemanden, der des kürzesten Weges kundig ist, sind es vielleicht drei Viertelstunden."

„Haben Sie bemerkt, daß Fabian eine Waffe bei sich trug?"

„Ja, er hatte eine Flinte umgehängt, die er auch nicht ablegte, während wir miteinander sprächen."

„Und Sie würden bereit sein, Fräulein Redlich, alles, was Sie soeben erzählt haben, besonders auch die Angaben über den Zeitpunkt und die Dauer Ihrer Unterredung mit dem Förster, durch ihren Eid zu erhärten?"

„Ja."

„Nun denn, so stehen wir hier vor einem Räthsel. Der Schuß, der den Baron Erwin v. Linderode getödtet hat, fiel nach der bestimmten Aussage dreier Zeugen genau um zehn Uhr. Der Förster Fabian kann somit der Mörder nicht gewesen sein. Wer aber war es dann?"

„Darauf habe ich keine Antwort. Ich verbrachte, nchdem Rudolf Fabian mich verlassen hatte, eine schlaflose Nacht. Als ich am nächsten Vormittag hörte, daß man den Baron Erwin todt im Park aufgefunden habe, und als alle Welt den Förster als seinen Mörder bezeichnete, da glaubte zuerst auch ich an seine Schuld. Aber je deutlicher ich mir alle Einzelheiten jener Abschiedsszene ins Gedächtniß zurückrief, desto mehr wurde ich wieder an diesem Glauben irre, und als ich dann vollends erfuhr, der Schuß sei um zehn Uhr von verschiedenen Personen gehört worden, da mußte ich wohl inne werden, daß Fabian gar nicht der Mörder gewesen sein konnte. Wäre ich damals vernommen worden, so würde ich natürlich die Wahrheit gesagt haben wie heute. Dazu aber, mich durch mein Zeugniß freiwillig an den Pranger zu stellen, fehlte mir der Muth."

Der Untersuchungsrichter hegte in der Stille seines Herzens zwar nicht den geringsten Zweifel, daß sie auch heute schwerlich alles gesagt haben würde, wenn sie nicht durch die Aufzeichnungen des Sterbenden dazu gezwungen worden wäre; aber er fühlte so viel menschliche Theilnahme für ihre wenig beneidenswerthe Lage, daß er nichts von solchen Gedanken äußerte und sich beeilte, ihre Vernehmung zu enden.

„Was ich sonst noch von Ihnen zu erfahren wünsche, werden Sie später sagen können," erklärte er. „Aber es wäre mir lieb, wenn Sie zu anderen Personen von den Dingen, die wir erörtert und festgestellt haben, vorerst noch nicht sprechen wollten."

Um Käthes volle Lippen zuckte es schmerzlich. „Der Mahnung hätte es wohl kaum bedurft. Ich habe wahrlich keine Freude daran, davon zu reden."

„Nun denn, so bitte ich Sie, das Protokoll zu verlesen, Herr Referendar!"

Der junge Rechtsbeflissene, der mit großem Eifer seiner Pflicht als Gerichtsschreiber obgelegen hatte, kam dieser Weisung nach, und Käthe fand an seiner Niederschrift nichts zu berichtigen. Ohne zu zaudern nahm sie die von dem Landgerichtsrath dargebotene Feder und setzte mit festem Zuge ihren Namen unter das Aktenstück, das die Rechtfertigung des unglücklichen Försters in sich schloß.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein!" sagte der Landgerichtsrath höflich, „Sie sind bis auf weiteres entlassen."

Todtenbleichen Antlitzes, doch in sicherer Haltung, verließ Käthe das Zimmer.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Wagen, der die Herren vom Gericht nach der Station zurückbringen sollte, hielt schon seit einer halben Stunde vor dem Schlosse, und noch immer wurde Editha v. Linderode des Fragens nicht müde. Mit all der pedantischen Umständlichkeit, die ihm in seiner langjährigen Thätigkeit als Untersuchungsrichter zur Gewohnheit geworden war, hatte ihr der Landgerichtsrath die Thatsachen aufgezählt, die nach den letzten Feststellungen mit geradezu überwältigender Beweiskraft für die Unschuld des Försters sprachen. Nicht allein die in der Gewißheit des nahen Todes verfaßten Bekenntnisse des unglückseligen Mannes und die Aussagen der Katharina Redlich galten ihm als solche überzeugende Entlastungsmomente, sondern in nicht geringerem Maße auch der durch sachverständige Untersuchung konstatirte Umstand, daß die im Schädel des erschossenen Barons aufgefundene Kugel nicht aus der Büchse Fabians gekommen war. Eine andere Waffe aber als das doppelläufige Jagdgewehr hatte der Förster offenbar nicht bei sich geführt, denn es wäre eine sehr gesuchte und unwahrscheinliche Erklärung gewesen, wenn man hätte annehmen wollen, daß er sich derselben unterwegs entledigt habe, um den Verdacht der Thäterschaft von sich abzulenken.

„Ein Mensch, der so fest entschlossen ist, sein eigenes Leben zu enden, wie dieser Fabian, denkt sicherlich nicht an derartige raffinirte Kunstgriffe," meinte der erfahrene Richter. „Ich für meine Person habe die unumstößliche Gewißheit, daß er mit dem Tode Ihres Vetters nicht das mindeste zu schaffen hatte, und daß wir uns durch ein Zusammentreffen von Zufälligkeiten, die dem wirklichen Mörder zu statten gekommen sind, gründlich haben in die Irre führen lassen. Ich fürchte, es wird uns recht schwer fallen, den einmal begangenen Fehler wieder gut zu machen."

Editha, die während der ganzen Unterhaltung bald mit halb abgewandtem Gesicht am Fenster gestanden hatte, bald mit einer Unruhe, die seltsam von ihrem sonstigen kalten und gemessenen Wesen abstach, auf und nieder gegangen war, fragte hastig: „Sie haben also keinen Verdacht? Die heutigen Vernehmungen haben Sie nicht auf eine neue Spur geführt?"

„Leider nein! Die Leute waren hier von allem Anbeginn so felsenfest von der Schuld des Försters überzeugt, daß sie allem, was auf eine andere Fährte wies, nicht die geringste Beachtung geschenkt haben. Vielleicht wird sich der eine und der andere mit der Zeit noch auf diesen oder jenen verdächtigen Umstand besinnen, wie es in solchen Fällen gewöhnlich zu gehen pflegt, und ich werde jedenfalls Sorge tragen, daß die weiteren Nachforschungen von unseren tüchtigsten Polizeibeamten ausgeführt werden; in der Hauptsache aber müssen wir auf irgend eine glückliche Fügung hoffen, die uns dies merkwürdige Räthsel löst."

„Sie gedenken also einen Detektive hierherzusenden, Herr Rath?"

„Vielleicht sogar deren mehrere, denn wir müssen mit Hochdruck arbeiten, um das Versäumte so rasch als möglich wieder einzubringen. Fürchten Sie indessen nicht, mein gnädiges Fräulein, durch diese Leute irgendwie belästigt zu werden. Ich bin sicher, daß Sie von ihrer Anwesenheit überhaupt nichts bemerken."

„O, ich möchte im Gegentheil darum bitten, den Herren Gastfreundschaft gewähren zu dürfen. Werde ich dann doch um so eher in der Lage sein, ihre Bemühungen nach jeder Richtung hin zu unterstützen."

„Ich danke Ihnen für das freundliche Anerbieten, aber es steht nicht bei mir, es anzunehmen oder abzulehnen. Wir müssen unseren Geheimpolizisten in so schwierigen Fällen volle Freiheit lassen, nach ihren eigenen Ideen zu arbeiten, und dabei spielt das Inkognito oft eine sehr große Rolle. Sobald die Leute nach irgend einer Richtung hin Ihres Beistandes bedürfen, werden sie ja ohnedies nicht verfehlen, sich an Sie zu wenden."

Endlich schien Editha keine weitere Frage mehr an ihn zu haben, und er machte Miene, sich zu verabschieden. Aber mitten in seine höfliche Empfehlung hinein sagte sie dann doch: „Ich hörte, daß Sie meinen Bruder vorhin zu sprechen wünschten. Sollte denn auch er vernommen werden?"

„Ich kann es dem Herrn Baron nicht ersparen, und es thut mir leid, daß sein Gesundheitszustand ihm auch heute nicht gestattet, mir einige Fragen zu beantworten. Denn es wird sich nunmehr kaum vermeiden lassen, daß er sich im weiteren Verlauf der Untersuchung zu mir in mein Amtslokal bemühen muß."

„Sollte ich nicht selbst vielleicht diese Fragen, mit denen Sie einen Leidenden durchaus nicht verschonen können, zu beantworten im Stande sein?"

„Wohl schwerlich. Und ich möchte außerdem Bedenken tragen, mein gnädiges Fräulein, sie Ihnen vorzulegen, denn sie beziehen sich auf gewisse delikate —"

„Ah, ich glaube zu errathen, um was es sich handelt. Sie wünschen über sein Verhältniß zu der Nichte des Gärtners Auskunft zu haben, nicht wahr?"

„Nur insoweit, als es für mich darauf ankommt, die Glaubwürdigkeit des jungen Mädchens festzustellen. Ich verhehle nicht, daß sie im großen und ganzen einen recht günstigen Eindruck auf mich gemacht hat, obwohl sie anfänglich aus begreiflicher Scheu mit der Sprache nicht recht heraus wollte. Sie ist, wie man mir gesagt hat, eine durchaus anständige und achtungswerthe Person."

„Nein, Herr Rath, sie ist eine gewissenlose, gefährliche Kokette, die erst diesen Förster in ihre Netze gezogen hat, und die sich allerdings sogar nicht entblödete, ihre Schlingen nach meinem in Herzenssachen sehr unerfahrenen Bruder auszuwerfen. Ich bedaure aufrichtig, daß wir nicht längst Gelegenheit genommen haben, sie von Elvershöh zu entfernen."

„So — so!" meinte der Landgerichtsrath nachdenklich. „Das klingt allerdings anders als die Urtheile, die ich vorhin über das Mädchen vernahm. Nun, es wird mir ja möglich werden, sie noch etwas eingehender auf die Zuverlässigkeit ihrer Aussagen hin zu prüfen. Für heute, mein gnädiges Fräulein, muß ich mich Ihnen nun wirklich empfehlen, wenn wir nicht Gefahr laufen sollen, unseren Zug zu versäumen."

Sein Schritt war noch nicht im Vorzimmer verhallt, als Editha mit einer ungestümen Bewegung das Fenster aufriß und die kühl hereinströmende Luft in tiefen Athemzügen einsog, wie jemand, der nahe daran gewesen ist, zu ersticken. Es war ihrem schönen Antlitz nicht anzusehen, was für wilde Gedanken hinter der hohen weißen Stirn arbeiten mochten, aber ihr Blick richtete sich mit seltsam heißem, verlangendem Ausdruck dorthin, wo sie jenseits des Parkes von Elvershöh den Hof des Bauern Henning in Eichfelde wußte.

Das Rollen eines Wagens erst veranlaßte sie, die Augen seitwärts nach der Auffahrt vor dem Herrenhause zu wenden. Es war der wohlbekannte Einspänner des Doktors Harmsen, der dort hielt. Einer plötzlichen Eingebung folgend, neigte sich Editha hinaus. „Auf ein Wort, Herr Doktor, wenn Ihre Zeit es Ihnen gestattet!"

Wenige Minuten später trat der Arzt in das Zimmer. Guten Abend, Baronesse! Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

„Sie wollten zu meinem Bruder, nicht wahr? Er ist wie immer drüben im Schlößchen auf seinem Zimmer, und ich fürchte, Sie werden heute weniger mit ihm zufrieden sein als in den letzten Tagen. Aber das werden Sie ja selbst sehen, und es geschah nicht deshalb, daß ich Sie zu mir heraufbemühte. Ich möchte Sie vielmehr fragen: Halten Sie es für möglich, daß ein Mensch von völlig gesundem Geiste jede Erinnerung verlieren kann an etwas, was er im Zustande und unter dem Einfluß körperlicher Krankheit gethan hat?"

Der Arzt machte ein verwundertes Gesicht und schüttelte den grauen Kopf. „Das ist eine sonderbare Frage, Baronesse, auf die man bei so allgemeiner Fassung unmöglich mit ja oder nein antworten kann. Ist es etwa eine bestimmte Persönlichkeit, die Sie im Auge haben — jemand, den ich kenne?"

„Nein! Ich wurde durch eine Geschichte, die ich in der Zeitung las, darauf gebracht und hatte mir vorgenommen, Sie zu befragen, weil sie mir gar zu unwahrscheinlich vorkam. Es solle Jemand im Fieber einen Todtschlag begangen haben, und es solle ihm später nach seiner Genesung jede Erinnerung daran entschwunden sein bis auf die dunkle, unbestimmte Vorstellung von etwas Schrecklichem, das sich um jene Zeit mit ihm zugetragen. Dergleichen kann sich in Wirklichkeit nicht ereignen, nicht wahr?"

„Mir persönlich ist es allerdings noch nicht vorgekommen; für unmöglich aber möchte ich es darum nicht erklären. Es kommt eben auf die Natur der Krankheit an und auf die Umstände, unter denen die That erfolgt sein soll. In der Geschichte der gerichtlichen Medizin gibt es Fälle, die mit dem von Ihnen erwähnten große Aehnlichkeit haben."

„So war ich also im Irrthum, als ich nicht daran glauben wollte. Ich danke Ihnen für die Auskunft, Herr Doktor! Und ich will Sie nicht länger aufhalten. Uebrigens — wie steht es um den Patienten drüben in Eichfelde?"

„Um unseren Norweger — meinen Sie? O, es geht ihm vortrefflich. Ich werde Herrn Hallager morgen bereits gestatten, auf eine Stunde das Bett zu verlassen. Unter Beobachtung der nöthigen Vorsicht kann er in acht oder zehn Tagen reisen."

„Er ist also, wie es scheint, sehr ungeduldig von hier fortzukommen?"

„Er kann den Zeitpunkt der Abreise kaum erwarten. Zwischen ihm und seinen Damen wird von gar nichts anderem mehr gesprochen."

„Dann sollten Sie ihn allerdings nicht länger zurückhalten, als es in seinem Interesse geboten ist. Werde ich Sie noch auf einen Augenblick sprechen, wenn Sie meinen Bruder gesehen haben?"

„Meine Zeit ist knapp bemessen, doch wenn Baronesse es wünschen, bin ich gern zu Diensten."

Er ging, und Editha trat in das Nebengemach, das jetzt ihr Arbeitszimmer war, wie es zuvor das Arbeitszimmer des Barons Werner v. Linderode und nach ihm das seines unglücklichen Enkels gewesen. Sie setzte sich an den Schreibtisch und warf mit hastender Feder einige Zeilen auf ein Briefblatt, dessen Umschlag sie mit der Adresse des Fräuleins Thyra Jensen versah. Dann nahm sie ihre ungeduldige Wanderung durch das Zimmer wieder auf, bis Doktor Harmsen zurückkam. Er schien in der That nicht sehr zufrieden mit dem, was er inzwischen gesehen hatte, denn er machte ein recht ernstes Gesicht.

„Ihr Bruder gefällt mir nicht, Baronesse," sagte er aufrichtig. „Dieser fortdauernde Erregungszustand muß nothwendig zuletzt auch seine körperlichen Kräfte aufreiben. Alle seine Gedanken bewegen sich offenbar noch immer ausschließlich um das Schicksal seines unglücklichen Vetters, und so lange er durch die Untersuchung stets aufs neue an diese traurigen Dinge erinnert wird, ist kaum auf die Wiederkehr einer normalen Gemüthsverfassung zu hoffen. Ein baldiger Wechsel der Umgebung erscheint mir deshalb dringend geboten. Sie sollten mit ihm auf Reisen gehen, und zwar je eher, desto besser."

„Ich bin vorläufig hier unentbehrlich; aber meine Mutter könnte sehr wohl mit ihm gehen, und ich habe ihm diesen Vorschlag schon wiederholt gemacht. Er wollte bisher nichts davon hören, weil er sich vor jeder Berührung mit den Menschen fürchtet, wie sie ja auf der Reise allerdings unvermeidlich ist, und weil außerdem wohl auch ein anderer, feindseliger Einfluß insgeheim meinen Bemühungen entgegenarbeitet. Aber ich werde es nichtsdestoweniger durchsetzen. Noch vor Ablauf dieser Woche muß er fort."

„Sie werden damit das einzige Heilmittel zur Anwendung bringen, von dem ich mir noch einigen Erfolg verspreche. Denn mit Pillen und Tränken ist da nichts auszurichten. Ich kann ihm nichts geben als Morphium gegen die Schlaflosigkeit, unter der er offenbar am meisten leidet. Der Bursche des Apothekers wird Ihnen nachher die Pulver bringen. Ich empfehle Ihnen dringend, Baronesse, sie selbst in Verwahrung zu nehmen und dem Patienten niemals mehr als die für die jedesmalige Anwendung vorgeschriebene Dosis zu geben. Bei Kranken dieser Art muß man sich vorsehen, denn sie sind unberechenbar. Wünschen Sie mich sonst noch etwas zu fragen?"

„Nein. Aber ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten, Herr Doktor! Werden Sie Herrn Hallager heute noch besuchen?"

„Ich spreche regelmäßig des Abends bei ihm vor."

„Sie werden natürlich bei dieser Gelegenheit auch seine Pflegeschwester sehen. Wollen Sie ihr einen Brief von mir übergeben — doch so, daß kein anderer etwas davon bemerkt? Es handelt sich um wichtige Dinge, die indessen weder Herrn Hallager noch seiner Mutter bekannt werden dürfen. Ich würde Sie nicht mit einer so sonderbaren Bitte behelligen, wenn ich mir auf andere Weise zu helfen wüßte."

Wenn auch ihr Anliegen den Arzt befremdete, so war er doch zu höflich, sie etwas davon merken zu lassen. Bereitwillig sagte er die Erfüllung ihres Wunsches zu und nahm das zierliche schwarzgeränderte Briefchen entgegen.

„Aber versäumen Sie ja nicht, dem Fräulein bei der Uebergabe zu sagen, daß ich auf ihre Verschwiegenheit rechne. Ihre wichtigsten Interessen seien es, die dabei auf dem Spiele stehen."

Der Doktor versprach noch einmal, alles gewissenhaft auszurichten, und mit einem Dankeswort reichte ihm Editha die Hand. Am offenen Fenster stehend, blickte sie seinem davonrollenden Wägelchen nach, und niemals war sie ihrem Großvater ähnlicher gewesen als in diesem Augenblick, wo die harten, grausamen Züge um Mund und Nase alle Schönheit ihres klassischen Antlitzes auslöschten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Trübe und melancholisch war der Morgen heraufgedämmert; ein dichter kühler Sprühregen hüllte die Landschaft in feine Nebelschleier, und ein bedrückendes, geheimnißvolles Düster herrschte unter den Baumwipfeln des uralten Hochwaldes von Elvershöh. Da, wo ein vom Dorf herüberführender Feldweg sich in die Dunkelheit des Forstes verlor, stand Editha von Linderode, in einen schwarzen Regenmantel gehüllt, wartend schon seit mehr als einer Viertelstunde. Sie war ungeduldig, aber sie verließ ihren Platz nicht; denn sie wußte, daß die andere kommen würde, daß die Zauberformel, mit der sie sie beschworen hatte, zu erscheinen, ihre Wirkung unmöglich versagen konnte. Und nun athmete sie tief auf wie jemand, der sich zu schwerem Kampfe bereit macht, denn zwischen Wiesen und Aeckern drüben bei den letzten Häusern von Eichfelde hatte sie eine schlanke weibliche Gestalt erspäht, die unverkennbar dem Walde zustrebte.

Sie zog sich etwas tiefer in den Schutz der mächtigen Buchenkronen zurück und schob den Schleier, der ihr Gesicht verhüllt hatte, empor. Bei dem, was sie jetzt vorhatte, brauchte sie ihr Antlitz nicht vor der verhaßten Nebenbuhlerin zu verbergen; es gab nichts mehr zu heucheln und zu verstellen zwischen ihnen. Was auch immer die andere in ihren Zügen lesen mochte — wie die Dinge jetzt lagen, galt es Editha vollkommen gleich.

Nur eine kleine Weile ungeduldigen Harrens noch, dann standen sie einander gegenüber! Thyra blühend und rosig, doch mit einem Ausdruck ängstlicher Erwartung auf dem Gesicht — die Baronesse v. Linderode stolz und unnahbar wie in dem Augenblick, da sie sich zum letzten Mal von der jungen Norwegerin verabschiedet hatte.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie warten ließ," begann Thyra, „aber ich konnte mich nicht früher losmachen. Es ist etwas so Ungewöhnliches, daß ich ein Geheimniß vor meiner Pflegemutter habe, und ich bin sehr ungeschickt, wenn es sich darum handelt, Vorwände zu erfinden."

„Daran zweifle ich nicht, denn ich weiß, daß Sie der verkörperte Inbegriff aller Tugenden sind, mein Fräulein," unterbrach Editha kalt und scharf ihre mit naiver Lebhaftigkeit vorgebrachte Entschuldigung. „Und die Genugthuung, Ihren neulich ausgesprochenen Wunsch erfüllen zu können, ist mir wohl das Opfer einer halben Stunde werth. Lassen Sie uns jenen Fußpfad dort einschlagen. Wir sind da gegen den Regen wie gegen unliebsame Ueberraschungen besser geschützt als hier."

Der hochmüthige, ja unverhohlen feindselige Ton ihrer Rede wandelte Thyras Befangenheit in Bestürzung. Leise und zaghaft nur wagte sie, während sie an Edithas Seite weiterging, zu sagen: „Ich fühle mich Ihnen jedenfalls zu Danke verpflichtet, Fräulein v. Linderode, daß Sie alle diese Unbequemlichkeiten auf sich genommen haben, nur um meinen Bruder und mich von einer Sorge —"

„Danken Sie mir noch nicht! Es könnte Sie später gereuen," fiel Editha ein. „Denn es ist nichts Erfreuliches, das Sie hören werden. Sie wissen, daß ich mit Herrn Erik Hallager, den Sie so beharrlich Ihren Bruder zu nennen belieben, verlobt war. Irgend jemand hat es Ihnen gesagt, oder Sie haben es doch errathen?"

Thyra hatte das blonde Köpfchen gesenkt, und ihre Augen hafteten an dem grünen Moosteppich vor ihren Füßen, während sie erwiderte: „Nein, ich wußte es nicht. Frau Hallager allein war es, die etwas derartiges vermuthete, nachdem sie Ihre Bilder in Eriks Skizzenbuche gesehen."

„Nun wohl, so vernehmen Sie es also jetzt aus meinem Munde. Ich lernte Ihren Pflegebruder durch einen Zufall kennen. Er gefiel mir, und schon bei unserer zweiten Begegnung kam es zu einer Erklärung. Von da an sahen wir uns täglich hier im Walde von Elvershöh. Was wir erlebten, war wie ein Märchen, und darum mußte es auch aussehen wie ein Märchen. Ich konnte ihm nicht in seine norwegische Heimath folgen, wie er es immer und immer wieder verlangte, denn ich war bereits an einen anderen gebunden."

Thyra erhob mit ungestümen Bewegungen den Kopf. Ihr Gesicht war wie mit Blut übergossen. „Das konnten Sie thun? Und Erik wußte es nicht? Sie hatten ihm nichts davon gesagt?"

„Nein! Und Sie werden hoffentlich nicht verlangen, daß ich mich hier vor Ihnen deswegen rechtfertige. Ich liebte den anderen nicht, und vielleicht hegte ich im Stillen die Hoffnung, daß ich durch ein Wunder von ihm loskommen würde. Aber das Wunder ereignete sich nicht, und so schrieb ich Erik Hallager jenen Scheidebrief, den er mir durch Sie zurückgeben ließ. Diese ganze Auseinandersetzung wäre mir erspart geblieben, wenn Sie die kleine Indiskretion begangen hätten, ihn zu lesen."

„Und warum — warum erzählen Sie mir jetzt dies alles, was ich nicht zu wissen begehrte?"

(Fortsetzung folgt.)

Johannisbeeren.

Die Münchener Jugend bringt folgendes hübsches Geschichtchen: Ein junger Mann besuchte einmal seinen Freund. Der war ein Dichter. Der Dichter war nicht zu Hause. Auf dem Tische aber lag ein Gedicht, das er just geschrieben. Das las der junge Mann und dachte, es sei doch ein eigenes Ding um die Poesie. Denn der junge Mann war sehr gebildet . . . Als er den Dichter traf, fragte er ihn, wieso ihm der Einfall gekommen, jenes schöne Gedicht zu schreiben. . . . Und der Dichter erzählte ihm, er habe am Morgen eine Johannisbeere gefunden auf der Gasse. Eine einzige kleine Johannisbeere. Die habe er mit heim genommen, und plötzlich seien ihm Verse eingefallen. . . . Einige Tage danach besuchte der Dichter den jungen Mann. Der saß in seiner Stube, und rings um ihn herum, da standen viele große und kleine Schüsseln und Körbe voll herrlicher rother Johannisbeeren. Es waren wohl hundert Pfund und mehr. „Willst du Johannisbeeren einmachen?" fragte der Dichter, und der junge Mann erröthete und sagte nein und war tief gekränkt. Der Dichter aber lächelte und sagte: „Gib mir die Johannisbeeren, ich werde Gelee davon bereiten." Der junge Mann aber schüttelte eigensinnig den Kopf. — Nach ein paar Tagen saß der junge Mann immer noch inmitten seiner Johannisbeeren. Die Johannisbeeren waren schon faul geworden. . . .

Die Temperatur der Nahrung.

Am zuträglichsten sind uns Speisen, deren Temperatur der des Körpers entspricht, die also ungefähr 36 bis 37 Grad Celsius warm sind. Zu heiße oder zu kalte Speisen führen leicht zu Schädigungen der Zähne und des Magens und können auch auf die Verdauung ungünstig einwirken. Allerdings besitzt unser Körper selbst gewisse Einrichtungen, um sich gegen derartige Temperaturschädigungen zu schützen. Diese Einrichtungen sind so beschaffen, daß sie allzu heiße Speisen abkühlen und allzu kalte erwärmen. In diesem Sinne wirkt bereits die Mundhöhle, in noch höherem Maße aber der Magen.

Die Temperatur ausgleichende Wirkung des Magens tritt sehr rasch ein. Wenn man z. B. kalte Flüssigkeit in den Magen einführt und sie später wieder auspreßt, so ergiebt sich, daß sie bereits binnen sechs bis acht Minuten auf Körpertemperatur erwärmt ist. Der Magen functionirt so geradezu als Schutzvorrichtung für den Darm. Uebermäßig kalte oder heiße Speisen und Getränke wirken außerdem verlangsamend auf die Thätigkeit des Magens. Flüssigkeiten von Körpertemperatur werden rascher nach dem Darm zu entleert als kalte und heiße.

Kaltes Wasser übt keine Wirkung auf die Verdauung, es ist ohne Einfluß auf die Absonderung des Magensaftes; setzt man dem Wasser dagegen etwas Alkohol zu, so wird die Absonderung deutlich nachweisbar hervorgerufen. Dadurch erklärt sich auch die allgemein verbreitete Touristensitte, einen kalten Trunk nur mit etwas Cognac oder Rum versetzt zu nehmen. Kleine Mengen Alkohol, in den Magen gebracht, steigern ja bekanntlich die Absonderung des Magensaftes; starke Mengen heben sie allerdings auf. Die Temperatur der Speisen und Getränke soll im allgemeinen nicht unter neun Grad Celsius und nicht über 45 Grad gehen; ausnahmsweise darf die Temperatur der Getränke — wenn sie erwärmen sollen — 50 Grad betragen.

„Die ganze Welt geräth in Aufregung, wenn ich mal reise," hat der deutsche Kaiser gesagt. Aber wenn er einmal ein ganzes Jahr lang daheim bliebe, das würde erst recht der Neuheit der Sache wegen eine Aufregung geben.